

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 98. Bromberg, den 28. April. 1935

Erde über dem Meer

Roman einer kämpfenden Jugend.
Von Edzard H. Schaper.

(Schluß.)

Thorvald und Jens, die von der Rauhmark zusammen nach Haus gehen, reden davon.

„Es muß wohl immer einen Aksel unter dem Volk geben!" sagt Jens. Thorvald: „Ja, und einen Braak!"

„Das ist wohl richtig. Die beiden haben wohl auch um den Holm gekämpft?"

„Ja. Ginge es ums Meer, so hätte Braak verloren, aber es geht um die Erde!"

„Ja — er wollte viel, Aksel!"

„Aber Braak wußte mehr, Jens, und auf das Wissen kommt es an. Auf Kraft allein kann keiner bauen, er muß auch an den Verstand denken!"

„Das mag schon richtig sein . . ."

„Wir sind ein Brot in des Lebens Ofen!"

„Und?"

„Und Braak ist der Gärteig! So mußt du es dir denken!"

„Ja — ja, dann wird richtig, was man von den beiden zu halten hat!"

„Er war ein Fant, dieser Aksel — aber er war ein Mann!"

„Gewiß war er das, Jens; wir bleiben aber, und sind nicht Fahrende; deshalb durfte keiner auf ihn hören. Er hatte den ewigen Weg — wir aber haben die Stätte!"

„Ja, so wird es ganz klar", sagt Jens, „so wird es klar, was sie waren und sind!" Und weiter reden sie nicht davon.

Der Holm blüht in den Frühling hinein. Aller Schaden ist wieder gutgemacht. Braak hatte Gamle Pers Kasten hervorgeholt, und wer viel verlor und es wieder anschaffen mußte — dem gibt er Geld und sagt: „Nicht von mir ist es, mußt du bedenken. Es ist von dem Vater der beiden, die als erste für den Holm sterben mußten!" Mit Geld läßt sich der Not leicht steuern. Der Frühling findet alle wieder an ihrem Platz. Alle Schiffe liegen heil im Hafen, alle Häuser sind aufgeputzt, und es geschieht nur, daß die Fahrenden den Holm verlassen.

Mads ist ihr Führer geworden. Er kommt zu Braak und sagt: „. . . und dann wollten wir auch Abschied von euch nehmen! Wir wollen weiter!"

„So", sagt Braak, und sieht Mads in die sonst so frechen Augen. Mads begegnet dem Blick.

„Wir wollen nach Haus", sagt er, „und uns dort vielleicht ansiedeln. Hier verloren wir zu viel und glauben nicht, daß wir noch etwas gewinnen könnten. Vielleicht stimmen wir auch nicht zusammen mit euch!" Braak schweigt, und Mads fängt wieder an: „Wir haben ein Boot zuviel, weil wir doch zwei Männer verloren. Wollt ihr es kaufen?"

„Ja", sagt Braak und wird schnell handelseins mit Mads. Aksels Boot bleibt bei ihnen.

Die Zugvögel fliegen über den Holm. Graugänse und Schnepfen. An einem Abend gehen die Fante in See. Still und friedlich haben sie von allen Abschied genommen. Im Schuppen saß man — gut in allen Teilen, daß er gebaut wurde —, und trank Toddy und erzählte sich Schrecknisse dieses Lebens. Und im Dunkelwerden fahren die Fante. Sie wollen hinauf, nordwärts, in die Schären am Kalmarsund. Wie die Zugvögel, die über ihnen im Dunkel entschwinden.

Ihre schwarzen Skjankten gehen durch die Schären ins offene Meer. Der Wind füllt die roten Segel, und schwer und langsam steuern sie den geraden Kurs. Draußen auf dem Wasser geht ihr Singen leise in die Nacht:

Sahst du die letzten Adler reisen?
Nach Nord — nach Nord!
Sahst du die stille Mannschaft reisen?
Von Bord — nach Nord!
Patur und Aksel gingen hinaus,
Treiben nach Norden — nach Haus,
Nach Haus!
Sahst du die letzten Adler wandern?
Einer dem andern, einer dem andern
Nach Norden!

Da entschwanden sie dem Holm, den Blicken der Zurückbleibenden, und ließen zwei tote Kameraden zurück. Keiner sah die Fante wieder.

Auf dem Holm aber geht es aufwärts, mit der strahlenden Sonne. Allen geht es wieder gut, und die jungen Weiber haben die Männer zurückbekommen. Peter, Kai, Erling und wie sie alle heißen, sehen ihr Unrecht ein. Die Flutnacht hat zwei von ihnen gezeichnet. Erling zerschlugen die Ziegel die Schulter, und Oluf rissen sie ein Ohr ab. Aber das hindert ihre Arbeitslust nicht. Braak, der sie aus dem Getümmel trug, verdanken sie ihr Leben. Die jungen Weiber, die ihr Kind nun schon im siebenten Monat tragen, hoffen, daß sie sie nicht unter solchen Fährnissen auf die Welt bringen müssen wie Yrsa, Petrea und Karen.

Mit Yrsa ist es noch nicht viel besser geworden. Meistens sitzt sie in ihrer Stube am Fenster, das den Blick auf das Meer gewährt, auf das Meer, das einstmals grau und wild Kristoffer und Janus nahm. Leise wimmernd singt sie den ganzen Tag, immer dasselbe:

Ach — ich hoffe —, ach, ich hoffe,
Daß mein — Erlöser — lebt!

Mit leeren Augen starrt sie zum Fenster hinaus gegen die Ufer, die nicht zu sehen sind. In stillen Nächten klagt ihre Stimme durch die Wände, und im Sturm weht sie aufschreiend über das gebeugte, aufsässige Meer, in dessen Strudeln Kristoffer verging. „Nein, nein, seid ruhig", sagen die Menschen vom Holm, „seid ruhig, es will nicht besser werden mit Yrsa. Aber so Gott will — alle wollen wir hoffen, daß der Erlöser lebt, für sie und für uns! Ja, laßt uns hoffen, daß der Erlöser lebt!"

Braak wohnt recht verlassen in seinem Haus. Er ist verschlossener geworden denn je. Ab und zu nur und ganz selten kann er noch vergnügt und lustig sein wie früher.

Nach jener Nacht, als es wieder aufwärts ging auf dem Holm, sind alle von den Jungen und Alten, die auf Akfels Seite standen, zu ihm gekommen und haben ihn gebeten, diese Treulosigkeit zu vergessen. Er hat gelächelt und sie alle zu Punsch und Toddy bei sich behalten. Sie haben lange geklöhnt, und Braak sagte viel Gutes über Akfel. Ja, nun ist es nicht mehr umzustürzen oder anzuzweifeln, daß er ihr Führer würde. Er ist es unerschütterlich, seit er in jener Nacht sie zusammenhielt und ihre Boote rettete und ihren Frauen half. Alle, alle hat er hinter sich. Holmens Männer, einig wie ein tüchtiger Mann mit sich selbst. Er wohnt noch immer allein. Christian und Petrea mit dem allerkleinsten Christian sind gute Nachbarn. Frau Kerstin wandert hoch und rank wie eine Göttin über den Holm, ist Braaks große, liebe Schwester. Thorvald, der Stille, liest viel. Er ist wohl der Gelehrteste unter ihnen allen, und der Schweigsamste.

Es ist vor Sonnenwende, daß Braak zu den Männern kommt und ihnen sagt, er wolle an Land fahren. Nach seinem Haus müsse er schauen und sich einen Käufer suchen, und dann wollte er auch ein paar Lasten Erde holen.

„Erde? Wozu?“ fragen sie. Er sagt es ganz deutlich. — „Für den letzten Acker!“ Drei- viermal fährt Braak mit den Hünen. Sie schlagen sich durch alle Nöte des Meeres und bringen Erde. Für den Friedhof. Dort, wo sie ihn anlegten, bleibt er. Höher und höher schichten sie die Erde, pflanzen Bäume um das Geviert und teilen die Ebene in Felder ein.

Über Akfels Grab legen sie vorerst einen Stein, den Jens aus den Felsen brach. An manchen Abenden, wenn Braak Zeit hat, pflanzt er Blumen und Büsche auf den Acker. Überall auf dem Holm spürt man seine Hand, die verschönt und aufrichtet. Er ist nie müde für die Erde, die er brachte. Er gibt ihr, was sie braucht, und viel noch darüber hinaus. Der Friedhof mußte sein — vorher hatte er keine Ruhe. Wie er fertig ist, überkommt es ihn wie eine Erleichterung. Mit glänzenden Augen und gutem Lächeln kann er des Abends über den Holm wandern und Schönes und Fruchtbares sehen.

Karen und Yrsa leben allein. Karen füllt das Kind aus, aber doch sollte jemand bei ihr sein. Yrsa holt Braak aus ihrem Schmerz und der dunkeln Stube und führt sie an schönen Tagen langsam über den Holm. Spricht begütigend mit ihr und sucht sie aus dem Kummer zu reißen. Und es scheint, daß es ihm gelingt. Sie singt jetzt nicht mehr, und ihre Augen bekommen ein wenig mehr Glanz. In den Wochen wacht sie langsam wieder zum Leben auf. Kein Mensch kann sagen, wie es zugeht und was alles in ihr erwacht aus den Schmerzen um Mann und Kind. Gewiß ist es ein langer Weg, den die Menschenseele da wandern muß. Eines Abends, wie Braak und Yrsa unterwegs sind, treffen sie Ezra und Sören, die Karen und den kleinen Janus zwischen sich haben. Sören spricht viel mit Yrsa und ist gut und fürsorglich zu ihr. Ezra lächelt Karen zu wie ein großer Knabe. Ein Weilchen gehen sie alle fünf zusammen und schnacken mit dem Kleinen, der auf Karens Arm die drolligsten Sprünge macht. Dann läßt Braak sie allein und geht zu Thorvald und Kerstin.

Thorvald liest aus einem schönen Buch vor, die Sage von Egils Totenklage. Kerstin strickt an Kleidung für das Kind, das sie ja erwartet, und blüht nach innen wie Thorvald, der Schweiger. Thorvald und Kerstin — das sind zwei, die entdeckt haben, daß uns Menschen eine Seele innewohnt.

Von dem Abend an sah man Ezra oft mit Karen um den Holm wandern, und Sören erweckte Yrsa erst recht zum Leben. Sie blieb eine stille, gezeichnete Frau, aber sie wurde dem Leben wiedergegeben. Vieles daran ist Sörens Verdienst. Jetzt mögen die Hünen nicht mehr allein sein und schlagen sich zu den Frauen. Sorgen für die und lassen für sich sorgen. Es sind zwei schöne, stille Menschenpaare, die einander viel verzeihen und viel vom Leben verstehen.

Kinder werden geboren auf dem Holm. Ohne Tod und Sturm und Trübsal. In den allerschönsten, stillsten Sommertagen und Nächten. Die jungen Väter sind glücklich und stolz und haben ihre Frauen doppelt gern. Die großen Kinder der andern wachsen heran. Vincents Puppen, Hansemann und Ole, Hanns Jensens Söhne streifen über den Holm und haben es gut.

Um die Sommersonnenwende kommen die drei Hünen wieder einmal zu Braak. Alle drei sind verlegen und haben glänzende Augen.

. . „Ja, ich möchte dir nur sagen, daß ich mit Karen zusammenleben möchte“, sagt Ezra.

„Und ich mit Yrsa! Es ist besser für uns alle!“ meint Sören.

„Und ich will an Land und mir eine Frau holen“, sagt Andreas. „Ich mag nicht mehr allein unter der Widde hausen. Zum Herbst will ich bauen!“

Braak sieht Ezra und Sören an. „Ezra“, sagt er — „Sören, das ist wohl der beste Gedanke, den ihr in euerm Leben habt. Solche Frauen werden euch glücklich machen!“

Er ist ja so froh, daß er die Sorgen aus den Gedanken hat, die Sorge um zwei einsame Frauen.

„Vergessen kann man ja nichts“, sagt Sören, „aber von vorn anfangen. Und das wollen Yrsa und ich!“

„Und ich mag Karens Jungen so gern leiden, und Janus war ja auch ein guter Kamerad“, sagt Ezra. „Wir werden gewiß glücklich!“

Braak meint es auch. Er geht mit ihnen in Karens Haus und freut sich, daß Karen wie früher ist; so jung und verlegen. Und doch geht ein so tiefes Wissen und Beherrschen von ihr aus. Sie wird ihren Ezra wie einen großen, lieben Knaben nehmen. Alles wird gut werden, sicherlich.

Der Fang in diesem Sommer gibt guten Ertrag. Um viel Klippfisch zu trocknen, ist der Sommer zu regnerisch. Aber gesalzener Dorsch ist Thorvalds Last, und auch damit läßt sich Geld verdienen. Einmal bringt die Quase Hühner mit und ein andermal neue Ziegen. So kommt noch mehr Leben auf den Holm.

In der Sonnwendnacht gibt Frau Kerstin einem kleinen Mädchen das Leben, einem blühenden Kinde mit großen versonnenen Augen. Sie wird Kerstin heißen wie ihre Mutter, die einer schlafenden Göttin gleich lächelnd und schön auf ihrem Lager liegt und dem jungen Leben die volle Brust reicht.

In dieser Nacht geht die Sonne nicht unter. Klein-Kerstin ist das Kind der Gleiche. Dem Holm und seinen Menschen aber leuchtet die Sonne des Glücks für das ganze Jahr.

— Ende —

Die Rübe von Roda.

Von Erwin Junghans.

Von mancher braven kleinen Stadt werden hübsche Geschichten erzählt, tragikomischer aber ist wohl keine als die von der Rübe von Roda und dem bitterbösen Landesverrat, den einmal ein munterer Ziegenbock vollbrachte.

Ein schönes Städtchen im grünen Thüringer Land ist das kleine Stadtroda, das ehedem schlicht und einfach Roda hieß. Drei Türme zeigt das Wappen der Stadt, die Sage jedoch will wissen, daß dies keineswegs von Anbeginn so war. Drei Türme — —? O nein, drei Mohrrüben — jawohl, gemeine und gewöhnliche Mohrrüben sollen voreinst Rodas Wahrzeichen gewesen sein. Wie aber nimmt man Rüben zum Wappen?

Mit den Rüben, die erst später heraldisch zu Türmen sich wandelten, hat es eine eigene Bewandtnis gehabt. Eine lustigtolle Sage ist es, die voreinst eine Mohrrübe wie ein Narrenfanal in Rodas Stadtgeschichte aufpflanzte.

Friedlich und still war es in Roda zu alter Zeit. Ehrlich und geruhsam gingen die Bürgersleute ihrem Gewerbe nach, und keine Kriegsläufte störten die Ruhe der kleinen Stadt. Und doch schwelte im Verborgenen ein böser Funke, der plötzlich zu lichterlohem Brand aufflammen sollte, und dieser Funke war die Gerechtsame des Bierbrauens. Das Kloster zu Roda stützte sich auf vergilbte Pergamente und behauptete, die Braugerechtigkeit zu besitzen. Der ehrbare Rat zu Roda sagte kurz und klar nein. Und damit war der schönste Streit im Gange. Der Propst des Klosters vertrat sein Recht mit den gesiegelten Pergamenten, der wohlweise Rat mit seiner ganzen weltlichen Macht. Das war ein un-

gleiches Ringen, und der Propst hätte wohl den kürzeren dabei gezogen, wenn er nicht mächtigen Beistand bekam. Und diesen fand er. Der Landesherr, der Graf von Gera, erkannte die vergilbten Urkunden an, bestätigte dem Kloster sein Recht und schleuderte dem Rodaer Rat ein barsches „Wonach sich zu richten!“ hin.

Der wohlweise Stadtrat jedoch muckte auf. Rodaer eigenste Sache sei dieser Streitfall, und niemand als der Stadtrat habe darüber zu richten kraft allergnädigst verliehenem kaiserlichen Privileg.

Der Geraer Graf muß ein kurz entschlossener Herr gewesen sein, dem das Mundwerk nicht nach müßigem Wortgefecht stand. Er verzichtete auf eine Replik und setzte statt jeder weiteren Äußerung seine Söldner auf Roda in Marsch, um mit Hellebarden dem rebellischen Stadtrat seine landesherrliche Antwort aufs Kamisol zu ritzen.

Da war freilich Heulen und Zähneklappen bei den Rodaer Wohlweisen. Krieg, regelrechten Krieg — —, wer hätte auch so etwas gleich gedacht? Man faßte jedoch den mannhaften Beschluß, nicht bänglich zu Kreuze zu kriechen, sondern hinter den Mauern den Feind zu erwarten und tapfer für städtisches Bierrecht zu streiten.

Dies war leichter gesagt als getan. Seit Urzeiten hatte es vor Rodas Mauern keinen Kriegslärm mehr gegeben, und so ähnlich sahen die Mauern auch aus. Es stand zu bezweifeln, ob ihr morsches Gefüge im Ernstfall sich bewährte. Und trotzdem war dies der geringste Kummer, denn noch böser sah es mit dem Stadttor aus. Der Zahn der Zeit hatte den Riegel zernagt, das brüchige Holz zerfiel bei der ersten Berührung. Und schon kündete der Wächter das Nahen der gräflichen Heerschar!

Wie sollte man so schnell den Schaden beheben? Ein findiger Kopf hatte aber die rettende Idee: Er versperrte das Tor mit einer großen Mohrrübe. Nun stand es wenigstens nicht mehr offen, und Rodas Bürger legten sich beruhigt schlafen. Dem Feind war der Eintritt nun ja verwehrt.

Wer weiß, ob jenes Meisterstück städtischer Verteidigungskunst den Rodaern nicht doch den Erfolg gebracht hätte! Aber es sollte anders kommen. Schwarzer Verrat schlich in jener Nacht an Rodas Mauern entlang und machte alles zunichte. Des Torwärters Ziegenbock nämlich gelangte an das Tor und sah in der prächtigen Rübe nicht mehr als einen appetitlichen Bissen. Das Böcklein fraß die Rübe, und im Verfolg dieser verräterischen Tat öffneten sich langsam die Flügel des Tores. Der Ziegenbock verschwand nach begangener Untat.

Der Morgen graute. Die Gräflichen rieben sich die Augen und konnten doch nichts anderes feststellen: Sperrangelweit stand das Rodaer Stadttor offen —, und da drangen sie mit Siegesjubel ein.

Der Rat der Stadt besann sich bei dieser Lage schnell auf weise Mäßigung. Mit nutzlosem Widerstand versuchte jetzt niemand mehr, den Feind zu reizen. Man streckte die verrosteten Waffen und ergab sich in das nicht mehr abzuwendende Geschick.

Der Graf von Gera erwies sich als ein milder Sieger. „Seht ihr“, donnerte er die geknickten Stadtväter an, „hättet klüger getan, euch beizeiten unserem landesherrlichen Willen zu unterwerfen. Wollt ihr nun, daß der Propst sein Bier braut oder nicht?“

Die Rodaer Räte nickten stumm.

„Also!“ Der Graf lachte dröhnend auf. „Und nun zückt den Stadtsäckel und zahlt uns die Kosten der Kriegsfahrt! Denn Strafe muß sein. Und euer Stadtwappen, das sollen fortan drei Möhren sein, auf daß ihr ewig dieser Stunde gedenkt und euch nicht wieder überhebt!“

Und so geschah es denn auch. Das Kriegsbeil dieses Bierstreites wurde begraben, die Mohrrüben kamen ins Stadtwappen, und die Rodaer waren sogar versöhnlich genug, den Ziegenbock seine böse Tat nicht mit dem Tode sühnen zu lassen. Dieses ob seiner Naschhaftigkeit zum Stadtverräter gewordene Tierlein hat unter treuer Obhut seines Herrn, des Torwärters, noch manchen schönen Sommer in Roda erlebt.

Das Kinderpult.

Skizze von Hans-Eberhardt v. Besser.

Rechtsanwalt Kügler stieß den Schlüssel in das Schloß der Flurtür und betrat seine Wohnung. Hart ließ er den Stock in den Garderobenständer fallen, legte Hut und Mantel ab und ging in sein Zimmer.

Unmutig warf er die Tür hinter sich ins Schloß. „Agna — Agna!“

Kügler ging durch die Räume — nirgends eine Spur von seiner Frau . . . Ach richtig, sie war ja mit dem Jungen in der Stadt, natürlich, der Schulanfang.

Küglers Miene verdüsterte sich noch mehr, er zündete sich eine Zigarette an. Gerade jetzt hätte er Agna gern um sich gehabt. Sie war so ganz das Gegenteil von ihm, immer vergnügt, optimistisch, aufmunternd und ansteckend in ihrer ganzen Art und Weise, die Dinge des Lebens zu nehmen.

Er hatte es wieder einmal satt, gründlich satt. Stundenlang mußte man verhandeln, heiser hatte er sich geredet. Doch keinen Schritt war man vorwärts gekommen. Verbissen standen sich die beiden Parteien gegenüber.

Der junge Anwalt trat ans Fenster. Er sah über den weiten Platz hinweg, den die Frühlingssonne umspielte. Auf den Bänken saßen Menschen. Die Büsche schimmerten im ersten zarten Grün.

Fast neidisch schaute der Mann auf das friedliche Bild. Sein erster bedeutender Fall rollte und — und kam nicht vorwärts. Kügler konnte sich die größte Mühe geben, er konnte allen Scharfsinn, alle Beredsamkeit aufbieten, die Geschichte kam nicht vom Fleck, und dann lag es natürlich an dem Anwalt. Wie hatte er sich gefreut, als er die verzwickte Sache in die Hand bekam! Der Streit zwischen den beiden Industrie-Konzernen gab ihm Gelegenheit, sein Wissen zu zeigen. Mit einem Schlage konnte er bekannt werden, wenn — wenn diese vermaledeite Geschichte zu einem glücklichen Ende gebracht wurde. Aber vorläufig sah alles zappenduster aus — —

Lärm tönte vom Flur her an des Sinnenden Ohr, dumpfes Schieben, dann die Stimmen der Köchin und des Hausmeisters. Kügler öffnete die Tür.

„Wir bringen das Kinderpult vom Boden“, sagte mit vor Anstrengung rotem Gesicht die dicke Köchin und pustete gewaltig.

Der Anwalt nickte und verfolgte die Aufstellung des kleinen Pultes im Kinderzimmer. Schulanfang! Da stand es nun, das Kinderpult, an dem er auch einst gesessen.

Die Köchin hatte es vom Staub der Bodenkammer gereinigt und ging nun befriedigt von dannen. Langsam trat der Anwalt an das alte Kinderpult, an dem nun der Kleine arbeiten sollte. Morgen war Schulbeginn, und Joachim sollte den Ernst des Lebens kennen lernen . . . Wie die Zeit verging! Kügler klappte den Deckel auf. Fast liebevoll betrachtete er das alte Pult. Da am Rande waren noch die Kerben, die er einmal mit dem Taschenmesser hineingeschnitzt, als es mit dem Aufsatz so gar nicht gehen wollte. Damals nahm ihm die Mutter das Messer fort. Und hier — schwer fiel der Deckel nieder — war noch die Spur des umgeworfenen Tintenfasses, mit dem er herumgespielt, bis der schwarze Strom über den Pultdeckel rann und auf seine [illegible] Sommerhose!

Lächelnd stand der Mann vor dem Pult, und nun beugte er sich tiefer. Was stand denn hier in der Ecke gekritzelt? Das hatte doch er geschrieben, das war seine Kinderhandschrift: „Ruhig Blut!“

Ruhig Blut! — — Kügler richtete sich auf. Nachdenklich schaute er in die Ferne. Bilder der Erinnerung stiegen vor ihm auf: Der Vater, der ihm immer wieder die breite Hand mit den vielen Haaren und dem Ehering auf die Schulter gelegt, der immer mit seiner tiefen Stimme gesagt: „Ruhig Blut, mein Junge, nicht gleich so zappelig, nicht immer alles auf einmal haben wollen, ruhig Blut!“

Ruhig Blut, ruhig Blut! — —

Die Tür ging auf, ein blondes, stämmiges Kerlchen schoß herein. Jubelnd umhalste Joachim den Vater. Dann zeigte er seine Schätze, den Ranzen, die Fibel und alles, was zu einem ordentlichen Schulanfang gehört. Lächelnd stand Frau Agna neben ihrem Mann, und emsig begann Joachim das Pult einzurichten. Kügler guckte ihm zu — ganz wie er es einst getan . . .

Frau Agna sah die harte Falte zwischen den Brauen ihres Mannes verschwinden. Heiter setzte er sich neben Joachim der schon auf den Sitz geklettert war. Tausend Fragen mußte der Vater beantworten. Und er erzählte von dem Pult, von seinem eigenen Schulanfang und seinem Vater.

„Ruhig Blut“, sagte er dann versonnen „siehst du, mein Junge, das war mein Wahlspruch.“

„Und er ist es auch heute noch“, warf Frau Agna schelmisch ein; sie lehnte sich über die beiden mit zärtlicher Wärme in den Augen.

Der Anwalt wandte sich langsam zu ihr, verstehend tauchte der Blick der Frau in den seinen. Ja — ruhig Blut! Noch war nichts verloren. Und alle Sorgen, alle Hemmungen und die Niedergeschlagenheit der Stunde wichen — Kügler griff nach der Hand der Frau und langte nach dem blonden Schopf seines Jungen. Er würde es schaffen, nur nicht gleich so zappelig, nicht alles auf einmal!

Mit dem Lächeln eines großen Jungen saß der Anwalt neben seinem Jungen und las die verblichenen Worte auf dem Deckel des alten Kinderpultes: „Ruhig Blut!“

Anekdoten um Mark Twain.

Gipfel der Ironie.

Als Mark Twain einmal einen kleinen Machthaber beleidigt hatte, wurde er in Südamerika für acht Tage ins Gefängnis gesteckt. Das war noch in seiner goldenen Jugendzeit. Später erkundigte sich ein Reporter bei Mark Twain über seine damaligen Eindrücke. „Ja, lieber Freund, wenn man sich im Gefängnis etwas genauer umsieht, dann entdeckt man, daß es auch da Schurken gibt wie überall.“

Sprachreform.

Mit Frau und Töchtern weilte Mark Twain längere Zeit in Wien, wo ihm der Schriftstellerverein „Concordia“ einmal einen Festabend weihte. Dabei erklärte Mark Twain in ziemlich geläufigem Deutsch mit englischem Akzent, daß er seit langem die leidenschaftliche Sehnsucht hege, die edle deutsche Sprache zu vereinfachen. Er würde zunächst nur einige Änderungen anstreben: „Ich möchte die üppige weitschweifende Konstruktion zusammendrücken. Ich würde die Einführung von mehr als 13 Subjekten in einem Satz verbieten und das Zeitwort so weit nach vorn rücken, daß man es ohne Fernrohr entdecken kann. Vor einigen Tagen hat der Korrespondent einer Wiener Zeitung einen Satz zusammengebracht, der 112 Worte enthielt. Darin waren sieben Parenthesen eingeschachtelt und siebenmal wurde das Subjekt gewechselt. In einem humoristischen Feuilleton hat man mir vorgeworfen, ich sei nach Wien gekommen, um die Brücken zu verstopfen und den Verkehr zu hindern, während ich meine Beobachtungen sammle. Meine Anwesenheit auf den Brücken hat einen ganz unschuldigen Grund: dort finde ich den nötigen Raum für meine deutschen Sprachforschungen. Dort kann man einen langen deutschen Satz ausdehnen, das Brückengeländer entlang. Auf das eine Ende des Geländers lege ich das erste Glied eines trennbaren Zeitwortes, und das Schlußglied klebe ich an das andere Ende. Dann breite ich den Leib des Satzes dazwischen aus. Im allgemeinen sind für meinen Zweck die Brücken der Stadt lang genug. Wenn ich aber Pötzels Schriften studieren will, benutze ich die herrliche unendliche Reichsbrücke.

Auch ein Nachruf.

Da hatte der Blitz einen Freund erschlagen. Auch Mark Twain begleitete ihn auf seinem letzten Gang. Und dabei hielt er in seiner Art eine kleine Leichenrede: „Unser Freund hatte kein langes Krankenlager zu überstehen. Er ist glücklich zu preisen, denn er starb schnell und schmerzlos. Der liebe Gott drückte auf den elektrischen Knopf im Himmel. So wurde der teure Verblichene hingerichtet.“

Das wird reichen.

Eine schwere Abfuhr hat Mark Twain einmal einem jungen Schriftsteller erteilt, der ihm eine Unmenge Manuskripte mit dem Ersuchen um baldige Beurteilung zuschickte. Gleichzeitig hatte der junge Mann angefragt, ob das Essen von Fisch gut sei. Darauf antwortete ihm Mark Twain, das sei durchaus von großem Nutzen, denn Fisch führe dem menschlichen Körper Phosphor zu. Der Phosphor wiederum sei wichtig für die Ernährung des Gehirns. Nach den beiliegenden Stilproben zu urteilen, müsse der Anfrager, um wenigstens einigen Erfolg zu verspüren, mindestens einen Walfisch essen.

Ungeschickte Propaganda.

Wie man einer guten Sache durch eine, wenn auch wohlmeinende so doch ungeschickte Propaganda schaden kann, davon weiß Mark Twain eine spaßige Geschichte zu erzählen. Als er eines Morgens in die Kirche ging, begann der Pfarrer von einem Mann zu berichten, dem es schlecht gehe und für den er die Sammelbüchse herumgehen lassen werde. Mark Twain griff sofort in die Tasche und holte zwei Cents heraus. Der Prediger erzählte nun, in wie elenden Verhältnissen jener Mann namens Miller wohne, und Mark Twain griff zu einem Fünf-Cents-Stück. Als nun von der Kanzel herab der ganze Jammer der darbenden Familie geschildert wurde, holte der Dichter ein Fünfzig-Cents-Stück hervor. Wie aber der Geistliche immer weiter die Not des Mannes und seiner Angehörigen darlegte, dachte Mark Twain, daß 25 Cents eigentlich auch ausreichend wären. Die andere Hälfte könne der arme Topfflicker bekommen, der sich unter dem Dache ihm gegenüber elend abschinden müsse. Der Kanzelredner sprach endlos über die Not der armen Familie Miller. Mark Twain aber meinte, wenn es so lange Zeit habe, bis die Büchse herumgehe, dann täten es zehn und schließlich auch fünf Cents. Und als endlich die Büchse wirklich gebracht wurde und der Pfarrer betonte, jetzt solle jeder sein Opfer niederlegen, und wenn es auch nur ein Cent wäre, da warf Mark Twain das Doppelte, zwei Cent, in die Sammelbüchse.

Totgesagt.

Eine Zeitung brachte einmal die Nachricht von Mark Twains plötzlichem Ableben. Er hörte davon und depeschierte sofort an das betreffende Blatt: „Nachricht von meinem Tode stark übertrieben“.



Bunte Chronik



Der Fang von Reims.

Große Aufregung herrschte kürzlich vor einer Zweigstelle einer großen Pariser Bank zu Reims. Ein Unbekannter war mit einem Kraftwagen vorgefahren, hatte den Fahrer warten lassen und dann drinnen mit vorgehaltener Pistole den Kassierer um Aushändigung des Kassenbestandes ersucht. Auf die Weigerung des pflichttreuen Beamten schoß der Bankräuber, verursachte aber nur eine leichte Wunde, dann stürzte er ins Freie, um in der Kraftdroschke die Flucht zu ergreifen. Der Wagenführer indessen, dem die Sache verdächtig vorgekommen, war fortgefahren, und der Räuber sah sich nun auf sich selbst angewiesen. Eiligst machte er sich auf die Beine, aber inzwischen hatte sich eine große Menge angesammelt, die den Verbrecher verfolgte. Er konnte sie mit vorgehaltener Pistole in Schach halten und wäre auch wohl entkommen, wäre er nicht unerwartet an einer Straßenecke auf einen Leichenbitter gestoßen, der, nach der Landessitte mit einem großen schwarzen Tuch über dem Arm, auf dem Wege war, seine traurige Botschaft auszurichten. Der Mann übersah geistesgegenwärtig die Lage, breitete sein Tuch auseinander und warf es dem Flüchtling über den Kopf. Dieser wurde buchstäblich eingewickelt und fiel widerstandslos in die Hände seiner Verfolger, die ihn im Triumph zur nächstgelegenen Polizeiwache brachten.

Die kleinste Narzisse der Welt.

In Holland findet augenblicklich eine große Gartenbauausstellung statt, die weit über die Grenzen Hollands hinaus größte Beachtung findet. Auch die Deutsche Gartenbaugesellschaft entsandte zu dieser Ausstellung ihren Präsidenten Professor Ebert, der soeben von seiner Reise zurückkehrte und interessante Einzelheiten aus seinen Eindrücken berichtet hat. Als ein besonderes Kuriosum der holländischen Gartenbauausstellung nannte Professor Ebert die kleinste Narzisse der Welt. Das Exemplar ist so winzig, daß es in einen Fingerhut gepflanzt werden konnte. Dieser Fingerhut mit der blühenden kleinen Narzisse soll auf der Ausstellung ganz besondere Anziehungskraft besitzen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg